



Eine fast sakrale Stille herrscht in den Schieferkavernen von Engi im glarnerischen Sernftal. Vom einstigen Bergwerk sind Kreuzgänge und Spitzbögen übriggeblieben – Kathedralen aus schwarzem Stein.

Die Geschichte des Schieferabbaus im Glarner Sernftal

Spuren im schwarzen Fels

Von Emil Zopfi (Text) und Urs Siegenthaler (Bilder)

Hitze lagert im engen Tal des Sernf, Gewitterwolken stehen über dem Glärnisch im Westen. Rino Bombardieri parkt seinen Wagen im Schatten des Waldes südlich von Engi-Hinterdorf, greift nach dem Stock und beginnt den steilen Weg hochzusteigen, den er vor über vierzig Jahren täglich gegangen ist, als Arbeiter im Landesplattenberg, dem Schieferbergwerk. Schwer geht sein Atem; vor kurzem hat er vom Arzt erfahren, dass seine Lunge voll Staub ist, ein Überbleibsel von damals. Doch er hat Glück gehabt. Viele Bergleute sind jung an Silikose gestorben. – Weit kommt ihm der

Weg vor, der sich neben der Schutthalde emporwindet, auf die man den Abraum aus dem Berg gekippt hat. Nur ein Zehntel des gebrochenen Schiefers war brauchbar. Rino arbeitete von 1946 bis 1953 am Berg, meist am Schneidetisch beim Stolleneingang; er spaltete die herausgebrochenen Schieferblöcke in Platten von zwei bis zehn Millimeter Dicke, ritzte die Formen auf der weichen Seite mit Reissnagel und Schablone an, brach und schnitt Dach- und Bodenplatten, Schieferschindeln, Schreibtafeln, Simse und Tische. – Der Weg verschwindet im Gebüsch; für einen Augenblick verliert Rino

die Orientierung. Weidensträucher, Erlen und Birken wuchern auf dem blättrigen Schutt. Verrostete Schienen, ein Kippwagen, Röhren und Räder liegen auf einem Haufen. Der alte Förderstollen ist eingestürzt, ein Schienenstumpf ragt noch aus der Erde. Endlich erreicht Rino die Lichtung, in deren Mitte die Plattenhütte steht. Er erinnert sich. Hier machte er im Winter gegen Mittag ein Feuer, damit sich die Arbeiter aufwärmen, eine Suppe und Kaffee kochen konnten. Sie arbeiteten von morgens sieben bis abends fünf, von Montag bis Freitag, und am Samstag morgen. Am Schluss ver-

diente er etwa 90 Franken in der Woche. Am Samstag nachmittag schaufelte er Sand aus dem Sernf für den Bauunternehmer Fritz Marti, der auch den Plattenberg betrieb.

Die Hütte ist niedrig, die Mauern und das Dach sind aus Schiefer, die Tür steht offen. Rino tritt ein, modrige Luft schlägt ihm entgegen. Nach der Schliessung des Bergwerks im Jahr 1961 benutzten Jugendgruppen das Gebäude. «Pilgerhüsi» steht auf dem Türbalken. Jetzt verstauben und verfaulen Pritschen, Bänke, Tische und das Holztafel. An den Wänden hängen verrostete Schablonen, Seilrollen, Ketten. Die Seilbahnstation vor der Hütte ist beschädigt, die Schienen des Bremsbergs sind von Gestrüpp überwuchert.

Doch der Zerfall soll gestoppt werden. Im Sommer 1993 wurde auf Initiative von Hans Rhyner, dem Tourismusdirektor des Sernfals, die Stiftung Pro Landesplattenberg gegründet, der Vertreter des Kantons Glarus und der Gemeinde Engi, der Besitzerin des Bergwerks, angehören. Das Bergwerk soll öffentlich zugänglich, der Suworowweg durch das Sernfal durch einen Schieferlehrpfad ergänzt werden. In Elm soll ein Schiefermuseum entstehen.

Noch ist es ruhig am Berg. Fern rollt der Donner. Rasch und sicher steigt Virginio Maddalon bergan; erste Tropfen fallen auf seinen fast kahlen Kopf. Im Winter, erinnert er sich, musste jeweils einer den Weg stampfen durch halbmeterhohen Neuschnee. Zwölf Jahre arbeitete er als Hauer im Stollen. «Hätte der Fritz Marti nicht zugemacht, wäre ich heute noch da oben», sagt er. Auch er hat Glück gehabt: drei seiner Brüder starben am Staub. Virginios Lunge ist in Ordnung, nur ein Glied eines kleinen Fingers blieb am

Schiefer. Der deutsche Arzt und Naturforscher Valerius Cordus berichtete 1544 von einem schwarzen Tschmarmor aus dieser Gegend. Für den Abbau galt die «Bergfreiheit»; Familien oder Sippen aus dem Tal konnten an irgendeinem Ort mit dem Abbau beginnen. Erstmals urkundlich erwähnt ist der «Blattenbruch im Sarnfhal» in einem Ratsprotokoll von 1565, weil einige Gesellen von Diessenhofen ohne Bewilligung des Rates Schiefer gegraben hatten. Jost Bellersheim, ein zu Beginn des 17. Jahrhunderts in Ennenda lebender hessischer Schreiner, fasste Schieferplatten in Hartholz und schuf damit den ersten bedeutenden Exportartikel des Glarnerlandes. Ab 1670 liess Melchior Jenny aus Ennenda die Plattenschiefer auf dem Wasserweg nach Deutschland, England, Frankreich, Schweden, Ungarn und Russland verschiffen. Schreibtäfel und Griffel gelangten via Holland und England bis nach Indien. Um 1825, nach der Eröffnung der Strasse ins Sernfal, waren im Plattenberg 150 Leute beschäftigt; weitere 50 arbeiteten im Tal in der Verarbeitung. Dank der allgemeinen Schulpflicht boomte die Schieferindustrie. Der Zürcher Oberländer Dichter Jakob Senn (1824-1879) erinnerte sich: «Jedes Kind musste sich eine Schiefertafel anschaffen. Papier war teuer, die Tafel bot unbezogenen Raum zum Schreiben und Rechnen.»

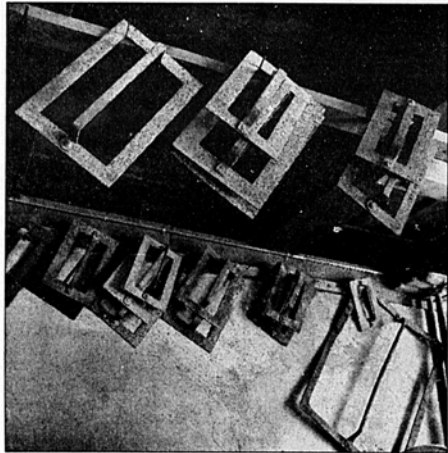
Rino Bombardieri bewahrt eine Photographie auf, die ihn in einem mit Balken abgestützten Zugangsstollen zeigt, zusammen mit Virginio Maddalon und drei andern Arbeitern. Sie tragen Karbidlampen in den Händen, Nagelschuhe, fleckige Überkleider. Die Scherer, die an den Schneidestischen arbeiteten, hatten dicke

so gerne auf den Plattenberg gegangen», sagt er. Nach dem Krieg schrieb er einen Brief an Fritz Marti und bekam den Arbeitsvertrag.

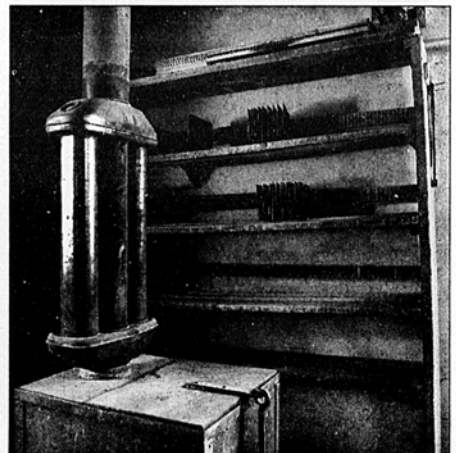
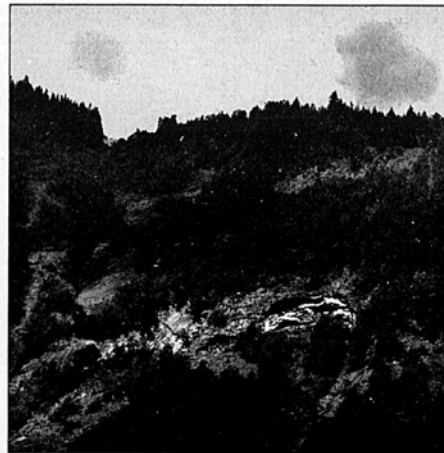
«Ich könnte ein Buch schreiben über mein Leben», sagt Virginio Maddalon. Weiss sind seine Haare, weise sein Blick. Bedächtig, sich immer wieder auf den Stock stützend und tief atmend, steigt er durch den Regen hinauf bis zum obersten Stollen, direkt unter der Bergwand. Zersplittertes Holz, Wurzeln, Schutt und Erde hat eine Lawine zurückgelassen. Der Stolleneingang ist mit Pesterwur überwuchert, Wasser tropft vom zerklüfteten Fels. Virginio erzählt: «Einmal wurde ich hier beinahe von einer Lawine verschüttet, konnte mich gerade noch mit einem Sprung retten.» Nur bei grosser Lawinegefahr blieben die Arbeiter im Tal und schaufelten bei der Sernfalbahn Schnee.

Am Anfang des 19. Jahrhunderts bauten Einheimische im Nebenerwerb den Schiefer im Tagbau ab und verkauften ihn an Plattenhändler im Tal, die meist auch Gastwirte waren. Statt Geld bekamen sie oft nur Schnaps, Tabak und billige Lebensmittel. Alkoholismus und schlechte Ernährung waren verbreitet, die Familien lebten im Elend. Gemeindepfarrer Jakob Heer aus Matt setzte deshalb beim Landrat durch, dass der Plattenberg 1832 zum Landesregal erklärt, das heisst faktisch verstaatlicht wurde.

Ab Mitte letzten Jahrhunderts begann man in Engi bergmännisch korrekt Stollen vorzutreiben. Am Tschingelberg in Elm bauten ab 1868 private Gesellschaften Schiefer ab, der sich gut für Schultafeln und Griffel eignete. Elm und Engi konkurrenzten



Der Plattenberg bei Engi ist seit 1961 stillgelegt und verwuchert. In der alten Arbeiterhütte hängen noch die Schablonen für Platten und Schindeln, verstauben auf Regalen Tafeln als letzte Relikte der einst blühenden Schieferindustrie.



Berg, abgeschnitten von einer messerscharfen Schieferkante. An diesem Morgen ist der 69jährige noch 60 Kilometer Velo gefahren, und wenn er Pilze sucht, dann klettert er stundenlang die steilsten Hänge hinauf. Als er 1949 in die Schweiz kam, arbeiteten noch ein Dutzend Leute im Bergwerk, Veldtiner, Männer aus Belluno und Bergamo. Er selber stammt aus Treviso; er spricht auch heute nur «Arbeiterdeutsch». Am Schluss waren sie noch zu dritt, der Schiefer rentierte nicht mehr, die Ausbeute war schlecht, Dächer wurden jetzt mit Eternit gedeckt.

Mit dem Fuss tritt Virginio gegen eine rostige Eisenröhre, die den Weg kreuzt. «Druckluft!» Er erklärt: «Nachdem der Mineur einen niedrigen Stollen in den Berg gesprengt hatte, bauten die Hauer den Schiefer mit Bohrmeisseln in sogenannten Kaminen ab, die nach unten immer breiter wurden.» Rund um den Schieferblock, «Bätsch» genannt, bohrte Virginio einen 20 bis 30 Zentimeter tiefen Graben, dann löste er ihn mit dem Brechstein, liess ihn mit der Seilwinde auf den Rollwagen gleiten und rollte ihn zum Schneidestisch am Eingang des Stollens. Virginio arbeitete in mehreren der Stollen, die bis zu 250 Meter in den Berg vorgetrieben wurden und Namen trugen wie «Wasserloch», «Kreideloch», «Brämenloch». Er arbeitete auch am Schneidestisch, nur das Schlittenfahren war ihm zuwider. Wenn die andern im Winter nach Arbeitsschluss auf Stecken zu Tal sausten, stapfte der Flachländer hinterher. «Rino», sagt er, «der konnte mit dem Schlitten umgehen. Er stammte aus dem Veldtin, aus den Bergen.» Nach der Stilllegung des Bergwerks arbeitete Virginio als Stanzer in einem Metallwerk; am Berg war er nie mehr.

Der Schieferabbau habe im frühen Mittelalter begonnen, vermutet Eduard Brun, Präsident der Schweizerischen Gesellschaft für historische Bergbauforschung. Im Jahr 1279 mussten die Sernfalter Dachziegel für die Pfarrkirche Glarus liefern, wahrscheinlich

Schürzen an. Der Schiefer zerschneid alles, die Haut, die Kleider, die Schuhe. Kappen oder Hüte schützten den Kopf, Helme trug man nicht. Unfälle gab es viele, aber an Tote kann sich Rino Bombardieri nicht erinnern. Einmal schlug ihm die Kurbel der Seilwinde gegen die Brust; noch heute spürt er den Schmerz. Auch in der Kniekehle hat er eine Narbe vom Schnitt einer messerscharfen Platte.

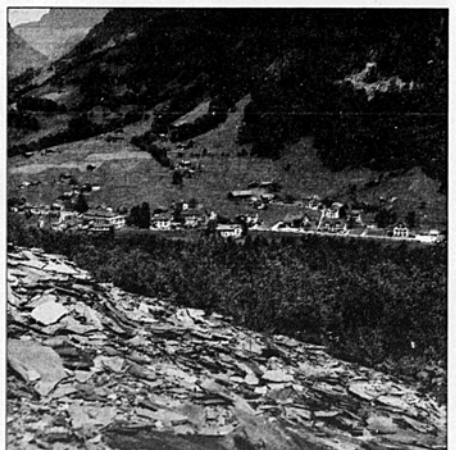
Die zwei alten Bergarbeiter begrüßen sich vor der Plattenhütte so selbstverständlich, als hätten sie sich gestern erst verabschiedet und nicht vor vierzig Jahren. Die Photo hat die Erinnerung wachgerufen und den Wunsch, noch einmal hinaufzusteigen, denn: «Wir hatten eine gute Kameradschaft und waren auch nach der Arbeit viel zusammen.» Von der Plattenhütte steigen sie weiter die Schutthalde hinauf, über die der beginnende Gewitterregen streicht. «Achtung!» sagt Rino. Der nasse Schiefer ist heimtückisch. Alles rutscht. Den Schlitten, mit dem er die Platten über die Schieferflache zur Seilbahn transportierte, bremste er mit Ketten; trotzdem überschlug es ihn manchmal.

Rino Bombardieri war ein Jahr alt, als er 1925 aus Chiuro bei Sondrio nach Engi kam, wo der Vater im Plattenberg arbeitete. Die hundert Bergleute waren in Akkordgruppen zu vier Mann aufgeteilt. Beim «Wasserloch», direkt hinter der Plattenhütte, war der beste Schiefer. Vater arbeitete mit drei Brüdern und sagte, er habe manchmal ganz schön verdient. Die Familie kehrte nach Italien zurück, als die Mutter krank wurde. Rino meldete sich zur Marine, überlebte im Krieg die Versenkung seines Schiffes, ein Zugunglück, die Verhaftung und Folterung durch die Gestapo. Er hatte nach der Kapitulation Italiens für die Partisanen gearbeitet. Nach einem Todesurteil wurde er zu Gefängnis begnadigt und musste in Wien Blindgänger ausgraben, ein Todeskommando. «Da wäre ich noch

sich; eine Zeitlang beteiligte sich die Landesplattenberg-Verwaltung auch an den Elmer Schieferbrüchen, doch nach mehreren Unglücksfällen zog sie sich wieder zurück. Elm setzte den unsachgemässen Tagbau fort, mit bekannten Folgen: Am 11. September 1881 stürzten nach einer langen Regenperiode die Felsmassen ins Tal und begruben 114 Menschen, 83 Wohnhäuser und Ställe und 90 Hektar Land unter sich. Im Jahr 1926 brach auch in Engi der Berg ab und verschüttete mehrere Stolleneingänge, doch Tote gab es keine. Seit 1921 war der Plattenberg in privater Pacht; 1950 fielen die Besitzrechte an die Bürgergemeinde Engi, den «Tagwen», zurück. Zu seiner Zeit sei der Alkoholismus kein grosses Problem mehr gewesen, erinnert sich Rino. Viele Bergleute hätten Tabak gekaut, weil man sagte, das schütze vor der Staublung.

Kalt und feucht schlägt den alten Bergmännern die Luft aus dem «Kreideloch» entgegen. Zuvor, wo der Schutt hoch aufgetürmt liegt, sind mächtige Schieferplatten von der Stollendecke heruntergefallen und haben die alten Geleise zertrümmert. Eine gewaltige Platte hängt, nur noch an einer Ecke gehalten, über dem Eingang; ein zerschundener Pfeiler droht einzustürzen. «Aufpassen! Sehr gefährlich!» Rino und Virginio knipsen Taschenlampen an, betreten vorsichtig den Stollen, warnen vor losen Steinen, die an der Decke hängen. Ihr Bergmannsinstinkt ist erwacht. Man spürte eben im voraus, wenn etwas herabzustürzen drohte. Wenn Sand von der Decke zu rieseln begann, rannte man ins Freie. Schächte brechen vor ihren Füssen in die Tiefe, verlieren sich im bodenlosen Dunkel – Verbindungen zu noch tiefer liegenden Stollensystemen. Eine neue Holzbrücke spannt sich über einen Abgrund. «Hundsfall» hat jemand an die Wand geschrieben.

Ein feines Gespinnst aus weissen Fäden durchspannt die weiten Räume. Studenten waren im Berg, die Bergarbeiter haben es in der



Tonschieferschichten, im Oligozän an Trübebrüchen gepresst, lieferten den Rohstoff für Schieferprodukte, die in alle Welt exportiert wurden. In den Abraumhalden kann man auch heute noch nach Fossilien graben.

Zeitung gelesen. Es erfüllt sie mit Stolz, dass «Studios» sich für ihr einstiges Tagewerk interessieren. Eine Abschlussklasse der Höheren Fachschule für Gestaltung aus Zürich hat den Stollen vermessen, die Brücke gebaut und im Berg mit Licht, Projektionen, Klängen und Video experimentiert. Als Diplomarbeit im Fach Innenarchitektur und Produktgestaltung entwickelten die Studentinnen und Studenten Ideen, wie die Bergwerksanlage zeitgemäss genutzt werden könnte. «Eine völlig neue, ungewohnte, gewaltige Problemstellung in bezug auf Proportionen, Geschichte, Wahrnehmung», sagte Projektleiter Helmut Winter an einer Ausstellung der Diplomarbeiten in Engi. Für Schiefermuseen in Elm und Engi, einen Schieferlehrpfad, die Zugangswege, die Gestaltung der Stolleneingänge, die Beleuchtung, Laufstege und Schaukästen haben die Studenten Pläne ausgearbeitet und in einem Buch veröffentlicht. Tief beeindruckt von der Vielfalt und der Kreativität der Ideen zeigte sich der Präsident der Stiftung Pro Landesplattenberg, Ständerat Kaspar Rhyner aus Elm. Beachtung fanden auch visionäre Vorschläge, etwa der, die riesigen Räume unter Tag als Kunsthalle oder Ateliers für Skulpteure zu nutzen oder mit eigens komponierten Klanginstallationen auszustatten, so dass Besucher «innere Erlebnisräume durchschreiten» könnten. «Wo sonst fände man Banalität und Geheimnis, Schutz und Bedrohung so dicht beieinander wie unter der Erde?» schreibt ein Student.

Die Musik des Bergs, das leise Tingeln des Schiefers unter den Schritten, das unablässige Tropfen des Wassers vom schwarzen Fels, begleitet Rino Bombardieri und Virginio Maddalon bei ihrem Gang durch die Vergangenheit.

Kühle, feuchte Luft zieht durch die Schächte, der Atem kondensiert. Die ständige Nässe und der Durchzug seien das Schlimmste gewesen, erinnern sie sich. Im Winter froren die Tropfstellen ein, spitze Eiszapfen hingen drohend über den Köpfen. Bei einer Abbaustelle halten die Bergmänner inne. Der letzte «Bätsch» ist fast gelöst vom Berg, der Graben rundum in den Fels gebohrt. «Noch zuwenig tief», stellt Virginio fest, putzt mit den Händen Schiefer splitter aus dem Spalt. Einen oder zwei «Bätsch» schaffte er im Tag. «Aber dieser hier ist nichts wert.» Er zeigt auf die Quarzadern, die durch den Schiefer ziehen. Einmal, als die Druckluft ausfiel, arbeitete er von Hand mit dem Spitzhammer weiter: «Unvorstellbar, wie die das früher geschafft haben.»

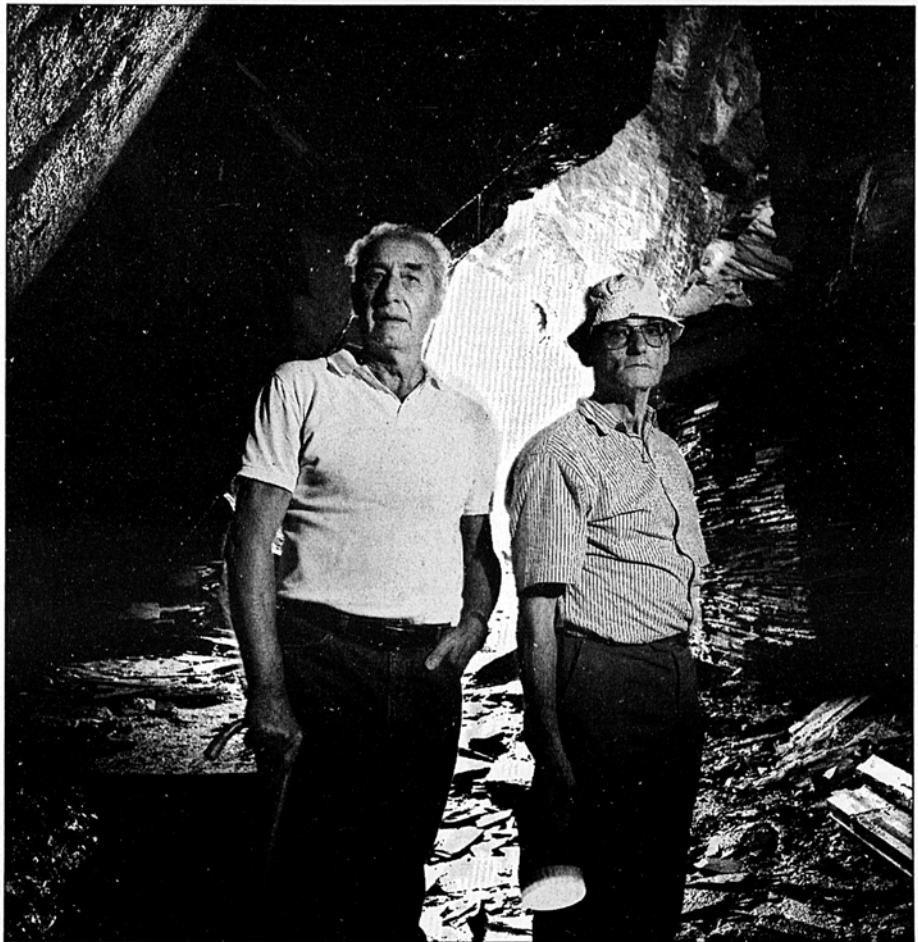
Durch den Abbau von oben nach unten, den Schieferschichten folgend, sind im Berg Dutzende von Metern hohe Räume entstanden, Kreuzgänge mit Spitzbögen, die sich auf schiefe, nach unten dünner werdende Säulen stützen. Man fühlt sich im Inneren eines gewaltigen, gotischen Domes, umhüllt von sakraler Stille. Die bizarre Formensprache der Kavernen macht die Faszination des Schieferbergwerks aus. Eine Säule ist eingestürzt, der Schiefer zerborsten, ein tonnenschwerer Felsbrocken ist aufgeblättert wie ein Buch aus Stein. Begeistert greift Virginio zwischen die Platten und zählt: «Acht Schiefertische gäbe das, jeder zweistausend Franken wert. So gutes Material fanden wir selten.»

Draussen dampft das feuchte Gebüsch, das Gewitter ist abgezogen. Millionen von Schieferbruchstücken glitzern im Sonnenlicht. Beim Abstieg bückt sich Rino nach einer Platte, klopft drauf, sie spaltet sich. Seltsam verästelte Strukturen treten zutage. «Lange habe ich einen versteinerten Fisch aufbewahrt. Beim Zügeln ist er verlorengegangen.» Viele Male ist er umgezogen, seit er den Berg 1953 hinter sich liess: Er heiratete, bildete sich weiter, wurde Webermeister, unterrichtete in Nigeria schwarze Arbeiter, montierte Webmaschinen in Südamerika, in Iran, in ganz Europa. Auch Virginio besitzt einen versteinerten Fisch. «Zerbrochen», betont er. Denn eigentlich mussten sie die Versteinerungen abliefern. «Vielleicht verkaufte sie der Fritz Marti, vielleicht gab er sie ins Museum.» Rino schaut über die Schutthalde ins Tal. «Da müssen noch viele liegen. Wir hatten nicht Zeit, alles zu durchsuchen.»

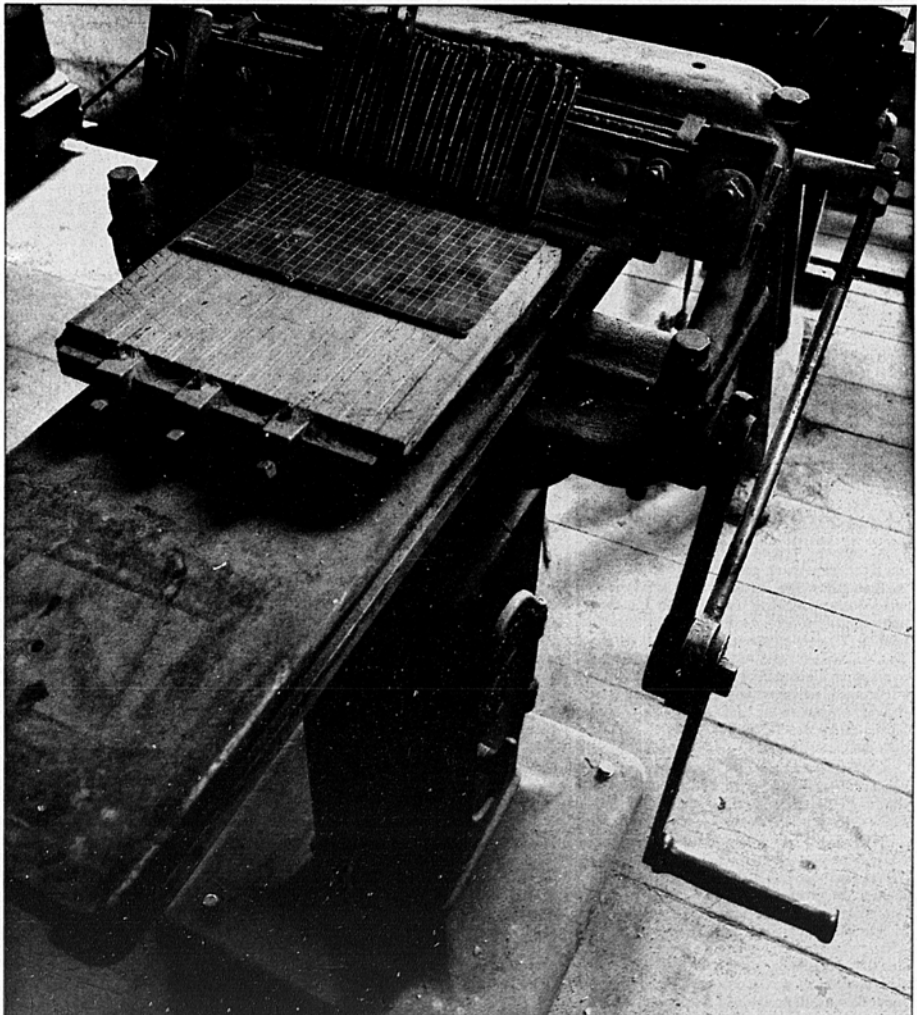
Die Sintflut habe die Fische vernichtet, die sich im Glarner Schiefer finden, vermutete der Zürcher Arzt und Universalgelehrte Johann Jakob Scheuchzer (1672–1733) in einem 1708 erschienenen Werk. Heute datiert die Wissenschaft die Versteinerungen ins Oligozän. Trübeströme verschütteten die Fische vor 35 Millionen Jahren am Grunde eines Meeres am Nordrand der entstehenden Alpen. Der Urschlamm wurde zwischen Kalk- und Verrucanischichten zu kalkarmem Tonschiefer gepresst, die Fische wurden plattgedrückt und verstreckt. Ihre Körper kristallisierten zu Pyrit. Die Engi-Schichten, die dem helvetischen Flysch angehören, sind die einzige Fundstelle für die Knochenfische des Oligozäns. Einige Fossilien, etwa der Hering «Meletta scheuchzeri», sind in der «Glarner Ecke» im Paläontologischen Museum in Zürich ausgestellt, auch ein versteinertes Eisvogel, «Protornis glaronensis», sowie die Schildkröte «Glarichelys knorri».

«Zeitreise» heisst eines der Projekte, die von den Studenten ausgearbeitet worden sind. Auf einem «Zeitsteg» sollen 35 Millionen Jahre der Erdgeschichte durchschritten werden und dabei der Weg nachvollzogen vom ersten Leben und von der Entstehung des Schiefers über seine Ausbeutung und Nutzung bis in die Gegenwart. Einst war der Schiefer der verborgene Schatz – heute ist es das Zurückgebliebene, der ungeheure Raum im Innern des Bergs.

Zur «erstarrten Geschichte» gehört auch die Schiefertafelwerkstatt der Gebrüder Schenker in Elm, 1898 gegründet, 1983 von einem Tag auf den andern verlassen. Aufgetürmt liegen dort noch Tausende von Jasstafeln; die mennigrote Farbe, mit der man die Lineaturen ausfüllte, ist eingetrocknet. Auf Schiefertafeln ist bis zum letzten Tag peinlich genau Buch geführt worden über Anlieferung und Ausschuss. Lederschürzen und Regenschirme hängen noch an der Wand; im Schreibpult liegen Kalender und Stempel. Auch die Werkstatt erzählt vom Ende der bedeutendsten Industrie im Sernftal. Tourismus, nicht Bergbau oder Handwerk, heisst die Zukunft. Die Arbeitswelt von gestern soll zur Attraktion für die Freizeitgesellschaft von morgen werden. «Vielleicht gehe ich nochmals hinauf, wenn hier ein Museum ist», sagt Rino Bombardieri beim Abstieg etwas wehmütig. «Wenn ich es dann noch schaffe.» Die alten Bergarbeiter geben sich die Hand, dann lachen sie. Beiden fehlt ein Finger, stellen sie fest. «Hast du deinen auch am Berg gelassen?» fragt Virginio. «Nein, den habe ich erst nach der Pension verloren.» Kurz ist der Abschied. So, als ob sie morgen wieder hinaufsteigen müssten. Rino sagt: «Wir hatten es gut zusammen. So schön wie hier hatte ich es nie mehr, weder vorher noch nachher.» Auf ein Bier will er nicht mitkommen. «Ich rauche jetzt noch eine feine Zigarette», sagt er, «dann wende ich den Wagen.» Ein paar Minuten will er allein sein, sich Zeit lassen, allein mit dem Berg, mit seiner Geschichte, mit den Erinnerungen an ein langes Leben.



Nach vierzig Jahren nochmals im Stollen: Rino Bombardieri (links) und Virginio Maddalon, Arbeiter im Plattenberg.



Erstarrte Geschichte: Linenaturmaschine in der 1983 verlassenen Schiefertafelwerkstatt der Gebrüder Schenker in Elm.